

Lisa Alice Klosterkötter

Centralia

*Bedeckt von Klee und Blumen,
lag ich so tief nun lange still,
vergraben mit den Steinen,
sprach ich dort unten niemals viel.
Nun grüßt das Licht mich wieder,
die Strahlen spielen hell und schnell
und malen Schatten wieder,
schüchtern Gesicht grinst immer viel.ⁱ*

*Nichts ist schäbig und keine Stunde garstig, noch ist finster das Schicksal der Nacht!*ⁱⁱⁱ, schreibt die katalanische Lyrikerin und Schriftstellerin Irene Solà und so findet sich ein semantischer Reigen mit der ersten Strophe von Nschotschi Haslingers eingangs zitierten Liedtext. Inmitten der Dunkelheit liegt das Potential eines neuen Anfangs. Hoffnung bedeutet dabei nicht, die Ungewissheit der Zukunft aufzulösen, sondern ihr eine Möglichkeit abzurufen: das Vertrauen darauf, dass auf die Nacht ein Morgen folgt, auch wenn dieser in sich noch ungewiss scheint.

In der Ausstellung *Centralia* von Nschotschi Haslinger wird Hoffnung laut. Eine junge Zuversicht auf das Kommende bahnt sich zaghaft ihren Weg. Es beginnt mit einem Erwachen. Doch hier scheint bereits alles situiert, die einst ins Wanken geratenen Verhältnisse haben sich neu aufgestellt. Nichts ist mehr wie es einmal war. Wir befinden uns nach der Solastalgie, nach dem Knall, nach den Wirbelwinden, deren Überreste verdaut und weggefeigt wurden, denn die neue Brutzeit hat bereits begonnen.

Tief aus der Erde empor ertönt nach einem langen Schlaf eine erweckte Stimme. Sie singt vom Aufbruch und Neuanfang, während Objekte wie Zwiebeln, Muscheln, Zapfen und Steine okkultistisch angeordnet werden, um den Übergang in die neue Zeit zu geleiten. In Nschotschi Haslingers Videoarbeit *Feuer, Raupe, Mond* werden – ungleich einem Wiegenlied – die Besungenen nicht zum Schlaf in Trance gewogen, sondern zum Erwachen heraufbeschworen.

Der utopische, postapokalyptische Zustand wird durch die ausgestellten Keramiken und Zeichnungen etabliert. Manche der Wesen erinnern an prähistorische Pflanzen-Tiere, andere an schelmische, barocke Fabelwesen. Auf Sockeln sind sie museal präsentiert und gleichzeitig wie Stichproben mitten aus dem Gefecht entnommen. Viele der ausgestellten Arbeiten tragen lateinisch anmutende Namen wie *Anemone Centralia*, *Pulmo Vera*, und *Oviparie Amora* und erwecken den Anschein, aus einem staubigen Kompendium zu entstammen, archiviert in einer toten Sprache, die enträtselt werden muss.

Anemone Centralia heißt eine Werkgruppe, deren Formen an Seeanemonen erinnern – an jene Blumentiere, die Tiere sind und doch wie Pflanzen erscheinen. Auch Haslingers Wesen bewegen sich zwischen diesen Kategorien. Sie wirken wie Körper, aus denen sich einzelne Antennen oder Fühler zum Himmel strecken, beinahe wie Nabelschnüre, die nach oben weisen. Wachsam und aufgebracht tasten sie ihre Umgebung ab. Sie wirken stolz, territorial, beinahe wehrhaft. Denn einige von ihnen tragen ein Ei, das sich aus ihrem Körper herauswölbt und teilweise exponiert und schutzbedürftig freigelegt ist.

Typisch für Haslinger bilden sich in dieser Ausstellung starke Synergien zwischen den Materialitäten, Medien und Motiven der einzelnen Arbeiten: die Keramiken, Zeichnungen, eine Installation mit performativer Aktivierung und ein Video finden sich in einer gemeinsamen Gemengelage wider: Die Skulpturen werden in der Videoarbeit verlebendigt. Der Künstler Constantin Brâncuși hat die Inszenierung seiner, der Klassischen Moderne zuordenbaren, bildhauerischen Arbeiten durch Fotografie und Film

Verlebendigung genannt. Die Medien helfen einander durch das Wiederaufgreifen von Motiven, ihre Inhalte zu stärken und greifbarer zu machen. In diesem Verhältnis stehen auch Nschotschi Haslingers Arbeiten zueinander – die Zeichnungen erzählen die Geschichten der Skulpturen weiter.

Die Elemente Ei, Samen, Keim, Knospe tauchen wiederholt in den ausgestellten Arbeiten auf. Das Ei, in seiner geschlossenen, fragilen Form, birgt etwas, das noch nicht sichtbar ist und dennoch bereits auf eine Zukunft verweist. Es trägt den Neuanfang in sich – geschützt, verborgen und voller Möglichkeit wird es zum Sinnbild der eingangs erwähnten Hoffnung. Auch Brâncuși stieß auf seiner Suche nach der Urform auf das Ei als absolute, vollkommene Form. Das Oval übertraf für ihn die Geometrie des Kreises, indem es eine Richtung, eine Bewegung in sich trägt: Es scheint gewachsen, gedehnt, im Werden begriffen.

Eier gibt es auch in *Centralia*. Dieser von Haslingers Arbeiten erfahrbar gemachte fiktive Ort, bewegt sich zwischen einer kaum vergangenen Zeit und einer Zukunft, die im Begriff ist zu entstehen; zwischen Apokalypse und Aufbruch, zwischen Verlust und Wiederkehr. Das Ei steht dabei nicht für eine naive Gewissheit, sondern für eine Hoffnung, die aus der Ungewissheit heraus entsteht. Es erinnert daran, dass Zukunft immer auch bedeutet, etwas noch nicht zu wissen – und dass jeder Neubeginn bereits in dem verwurzelt ist, was ihm vorausging. Diese Verwurzelung und Rückkopplung zu einer archaischen Lebensform findet sich in der Ausstellung im Symbol des Baumes wider, der überdauert und mit seinen prallen, dreinblickenden Früchten in den zyklischen Rhythmen der Natur steht.

Centralia ist auch ein entsiedelter Ort in Pennsylvania, unter dem seit den 1960er Jahren ein Kohleflöz brennt. Weltweit gibt es zahlreiche unterirdische Brände, die sich selbst entzünden oder durch den menschlichen Eingriff in die Erde entstehen. Sie lassen sich schwer oder gar nicht löschen und brennen teilweise schon seit Jahrhunderten. Diese anhaltenden Herde sind wie die Eier, wie die Samen und die Dunkelheit, eine Konstante, die bewahrt und überdauert: von damals bis heute ins Morgen. Zugleich verweist der Name *Centralia* auf die Vorstellung eines Zentrums, eines Mittelpunkts, einer konzentrierten Zone. Nschotschi Haslingers Arbeiten beschwören eine Dystopie verbrannter Erde und erschaffen zugleich einen phantastischen Ort, der trotz allem versucht, sein Zentrum zu bewahren.

*Wie eine Eierschale war der Knall weiß. Die Haare im Gesicht verdeckten mir, wie Vorhänge, wie Laubwerk (...)*ⁱⁱⁱ Wie Irene Solà in ihren von Naturmystik und magischem Realismus geprägten Texten verbindet auch Nschotschi Haslinger die Vorstellung einer beseelten Natur mit der Idee, dass sie als aktiver Teil der Welt begriffen werden muss. Aus feministischer Perspektive bedeutet dies auch, den Blick auf jene Formen des Lebens zu richten, die nicht beherrscht, sondern als eigenständig, widerständig und miteinander verbunden verstanden werden wollen.

Lisa Klosterkötter ist Kuratorin und Künstlerin. Sie konzipierte etliche Projekte im öffentlichen Raum und im institutionellen Kontext wie die mehrteiligen Ausstellungs- und Performancereihen *Night Shifts* in Hamburg (2026), *Über Brücken – Bridging* (2022-2024) in Köln, *Gegenwart: Doing Youth* (2021-2020) in Hamburg, und *Bedarfgemeinschaft* (2024-2026) in verschiedenen Städten des Ruhrgebiets. Ein Schwerpunkt ihrer künstlerisch-kuratorischen, oft kollaborativen Praxis liegt dabei auf ortsspezifischen Projekten, die Brücken schlagen zwischen Fiktion und Realität, Kunst und Gesellschaft. Sie arbeitete als Kuratorin und künstlerische Leiterin (Interim) der Temporary Gallery - Zentrum für zeitgenössische Kunst in Köln. Darüber hinaus realisierte sie Ausstellungen und Interventionen für das Kunstmuseum Bochum, für Urbane Künste Ruhr und das Center for Literature sowie Projekte der freien Szene in Städten wie Seoul, Marseille und Palermo. Sie schreibt Ausstellungstexte, Reviews und Katalogtexte. 2026 wurde ihr der Förderpreis der Kunststiftung NRW verliehen.

ⁱ Nschotschi Haslinger, *Elemente*, 2023

ⁱⁱ Irene Solà, *Singe ich tanzen die Berge*, 2019

ⁱⁱⁱ ebda.